

# **Das Glück wohnt in der Pause**

**- Von der Produktivität unproduktiver Zeitformen -**

Vortrag auf dem Forum Stationsleitung 2008

Am 13. März 2008 Klinikum Ulm

## Zuerst ein kleiner Anlauf zum Thema „Zeit“

Guten Abend meine Damen und Herren,

schön, dass Sie sich Zeit für die Zeit genommen haben. Denn so ein Vortrag über Zeit, ist ja nichts anderes, als ein gesitteter und allseits akzeptierter Ausbruchsversuch aus dem alltäglichen Zeitstreß. Ich hoffe Ihnen etwas Lehrreiches über ein Phänomen sagen zu können, von dem wir alle hier glücklicherweise betroffen sind. Nur sehr unterschiedlich. Die einen suchen sie, die anderen haben sie, einige fühlen sich von ihr gehetzt, andere schlagen sie vielleicht tot. Auf jeden Fall beschäftigt sie uns und wir befassen uns auch mir ihr.

Eine notwendige Vorbemerkung. Es gibt eine missverständliche Erwartung, die ich besonders häufig bei Fragen im Anschluss an meine Vorträge erlebe. Nur deshalb, weil ich mich lange und relativ intensiv mit Zeitphänomenen in unserer Gesellschaft beschäftigt habe, weiß ich nicht alles besser – insbesondere kann ich nicht besser mit Zeit umgehen als Sie – vielleicht anderes, aber nicht unbedingt besser. Ich bin Wissenschaftler und Hochschullehrer und gehe entsprechend meinen zu erledigenden Aufgaben mit Zeit um. Das klappt manchmal gut, häufig aber leide ich dabei unter Zeitproblemen, habe Zeitstress und erlebe Zeitkollisionen. Es wäre völlig falsch, wenn Sie aus meinen Ausführungen folgern würden, ich hätte für meine oder sogar für Ihre zeitlichen Alltagsprobleme ideale Lösungen. Die habe ich nicht einmal für mich. Kurz gesagt: Meine Praxis des Umgangs mit Zeit liegt nicht auf dem Niveau meiner Erkenntnisse über Zeit. Die Ausführungen, die ich Ihnen zumute, gleichen daher dem Versuch eines Blinden, Zuhörenden die Augen zu öffnen. Wenn Sie trotz all dieser Einschränkungen immer noch bereit sind, eine meiner zentralen Erfahrungen in Bezug auf den Umgang mit Zeit akzeptieren bereit sind, dann bitte jene, dass sowohl Vorträge als auch das Nachdenken über „Zeit“, zu keiner Erlösung von Zeitproblemen führen. Viel eher ist man von ihnen entlastet, wenn man sich **nicht** mit der Zeit beschäftigt, nicht über sie nachdenkt, die Zeit also vergißt. Die Afrikaner haben für die Tatsache, dass das Reden über Probleme, im Gegensatz zum Handeln, wenig für das alltägliche Tun bringt, ein treffendes Sprichwort:

*„Worte sind schön – aber Hühner legen Eier.“*

\*

Wenn ich Ihnen heute etwas über die Zeit erzähle, dann passt das in unsere Zeit. Das Thema ist hochaktuell. Warum? Die Antwort auf diese Frage soll kurz sein, aber nicht allzu schnell gegeben werden.

Zeit war bis ins 17./18. Jahrhundert im Alltagsleben unserer mitteleuropäischen Gesellschaft kein Thema. Man lebte in und mit den Zeitmustern der Natur die ihrerseits durch die kosmischen Zyklen bestimmt waren. Mit den Hühnern ging man schlafen und beim ersten Hahnenschrei stand man wieder auf.

Zeit war immerzu Ereignis. Der Hahn und die Sonne bestimmten die Zeitordnung. Die Zeit war Teil der Schöpfung, also Gottesgeschenk und nicht, wie das heute gesehen wird, das Resultat marktwirtschaftlich orientierter Regulation.

In der „sogenannten“ Neuzeit, die wir üblicherweise „Moderne“ nennen, wird die Zeit zum Thema. Sie wird hierdurch plan- und organisierbar. Wobei ihre Organisation primär im Hinblick auf Arbeit erfolgt und die Arbeitszeit an den Gelderwerb gekoppelt wird. Arbeitszeit wird zur Erwerbsarbeitszeit. „Time is money“ lautet dafür die populäre Gleichung. Der Maschinentakt dominiert weitgehend die gesellschaftliche und die individuelle Zeit. Wer regelt den Takt, wer bestimmt die Zeit? Dies sind die zentralen Fragen der Moderne, an deren Anfang die Fabriksirene und an deren Ende der Telefontakt steht. Und dazwischen immer wieder heftige Kämpfe um die Zeit, speziell um die Arbeitszeit, und deren Ordnung.

\*

Heute nun, und wir spreche daher von der Phase der Post-Moderne, wird die Zeitordnung zu einem Problem der einzelnen Person. Untrügliches Anzeichen dafür ist das allmähliche Verschwinden der öffentlichen Uhren. Es gibt heute nicht mehr nur eine Zeit, es gibt viele Zeiten. Zeitnot wird zur Erfahrung aller. Es beginnt eine breite Suche nach Zeitmaßen und Zeitordnung, was wiederum dem Zeitmanagement seine Erfolgskarriere bereitet.

Aber sowohl die Suche nach Zeitordnungen, als auch das Lernen individueller Zeitordnungsstrategien kosten Zeit, viel Zeit. So wird die Suche nach der gewonnenen Zeit schließlich zum beliebten Volkssport und das wichtigste Zeitordnungsmittel der Wecker. Mit seiner Unterstützung diszipliniert sich die Mehrzahl der Schlafbedürftigen in zeitlicher Hinsicht selbst. Kämpfte man früher in erster Linie mit Vorgesetzten um Zeiten, so tut man das heute mit sich selbst. Daher lautet die wichtigste Frage in

unseren postmodernen Zeiten: **Wann soll ich aufstehen?** Und die zweitwichtigste, die jeden Vortragenden quält: **Wie lange soll man reden?**

Mit guten Gründen kann man also sagen, daß wir heute im Zeitalter der Zeit leben. Niemals zuvor in der Menschheitsgeschichte war die Zeit ein so zeitfüllendes Thema, und das deshalb, weil wir seit einiger Zeit so leben, als könnten wir über die Zeit bestimmen, könnten sie beherrschen (was nicht stimmt – wir können uns nur selbst **in** der Zeit bestimmen). Das wiederum halst uns das Problem auf, täglich von neuem alte Fragen beantworten zu müssen: Welche Zeiten will ich eigentlich leben? Welche entlasten mich vom Zeitdruck, welche vermehren ihn? Und im Arbeitsleben rätseln wir ununterbrochen: Welche Zeiten bringen uns weiter? Welche sind produktiv, welche unproduktiv? Um solche Fragen beantworten zu können, muß man etwas von den unterschiedlichen Zeitqualitäten verstehen. Lassen Sie mich in diesem Zusammenhang einen Blick auf jene Zeitformen werfen, die heute nicht mehr populär sind und als wenig attraktiv gelten. Deren Produktivkräften sind weitgehend unausgeschöpft, man könnte mehr aus diesen „Schatten-Zeiten“ machen.

## Schatten-Zeiten

Es sind nicht alle Zeiten gleich. Wir kennen die Schnelligkeit, die Langsamkeit, die Aktivität, das Ruhen, die Veränderung, die Stabilität. Die Dinge, die Abläufe, die unterschiedlichen Systeme, sie haben alle ihre je eigenen Zeiten. Eine Barocktreppe hat – oder besser: provoziert – eine andere Zeit als eine Rolltreppe. Wir reden, wenn wir schnell gehen, miteinander anders und über etwas Anderes, als wenn wir uns schlendernd fortbewegen. Jede Straße, jeder Stadtbezirk, jede Gesellschaft, jede Firma hat ihre je eigene, ganz spezifische zeitliche Bewegungsanweisung, mit einem je besonderen zeitlichen Aufforderungscharakter – und darauf reagieren die Menschen in ihrem Zeit-Verhalten. Die Gerade z.B. treibt die Schritte an, die krummen Wege verlangsamten sie. Das Rationale dient in erster Linie der Beschleunigung, der Zeitkontrolle und der Zeitverdichtung. Phantasie-, Gefühlvolles, aber auch Soziales tendieren eher zu Verzögerungen, zu Abschweifungen, zu Umwegen. Das Leben besteht aus beidem, aus Schnelligkeit **und** Langsamkeit. Ein schönes Beispiel dafür gibt uns Charles Dickens. Er verordnet seinen Pickwickiern sehr präzise Verhaltensregeln um verloren gegangene Kopfbedeckungen wiederzuerlangen:

*„Es gehört keine geringe Kaltblütigkeit und ein besonderer Grad von Beurteilungskraft dazu, einen fortrollenden Hut wieder einzufangen. Man darf nicht zu sehr eilen, sonst stürmt man über ihn hinaus; man darf nicht zu langsam sein, sonst verliert man ihn. Die beste Art in einzufangen ist, möglichst in gleicher Linie mit dem verfolgten Gegenstand zu bleibe, behutsam und vorsichtig zu sein, die Gelegenheit hübsch abzuwarten, ihm allmählich vorzukommen, dann plötzlich die Hand auszustrecken, ihn bei der Krempe zu ergreifen und fest auf den Kopf zu drücken. Dabei empfiehlt es sich, fortwährend zu lächeln, als hielte man alles für einen ebenso guten Spaß wie jeder andere.“*

Die Moral von der Geschichte: Gut behütet ist man im Leben nur dann, wenn man sowohl langsam als auch schnell sein kann. Die Schnelligkeit braucht Langsamkeit, wenn sie sinnvoll und erfolgreich sein soll – und ebenso benötigt die produktive Langsamkeit auch die Möglichkeit zur Schnelligkeit. „Der Schwung“, so der Walzerkönig Johann Strauss, „hat aus einer ruhigen Bewegung zu kommen“. Die eine zeitliche Lebensform muss in der jeweils anderen in fruchtbarem Sinne aufgehoben, mit ihr verwoben sein. Das anzustrebende Ideal ist – mit einem Wort von Karl Rahner – eine „versöhnte Verschiedenheit“ unterschiedlicher Zeitformen. Das ist auch die Voraussetzung, sich mit der Zeit versöhnen zu können, ihr nicht immer nachjagen oder sie totschiessen zu müssen. Das Leben, zumindest das gute Leben braucht Beschleunigung **und** Stillstand, Kurzfristigkeit **und** Langfristigkeit, Mobilität **und** Sesshaftigkeit.

„Alle Uhren gehen sehr“ hat Jean Paul bereits vor 200 Jahren geklagt. Dabei war es noch die Zeitwahrnehmung der Postkutschengeschwindigkeit, die ihn zu dieser poetischen Aussage über einen wenig poetischen Zustand verführte. Heute, in einer Zeit, in der wir mehrheitlich unsere Identität durch die Zuschreibung „*Ich eile, also bin ich*“, ausdrücken, fällt uns zur Beschreibung der alltäglichen Dringlichkeitsdynamik nur mehr wenig Poetisches ein. Die Poesie wurde selbst zum Opfer der flüchtigen und flüchtenden Hektik unserer Tage. Es wäre aber verfehlt über die heutigen Zeiten nur zu klagen. Die Beschleunigung unserer Lebensverhältnisse hat auch viele Vorteile, nicht zuletzt einen auch von den Kritikern der Schnelligkeit gerne genutzten hohen Lebensstandard gebracht. Was dabei jedoch weitgehend auf der Strecke geblieben ist, ist eine Kultur der Zeitvielfalt. Nicht zuletzt ist es dieses Defizit, daß uns so häufig über unsere Zeiten klagen läßt. Vielleicht kann man das ja ändern. Tun wir etwas dafür. Damit Sie sich das vorstellen können, was gemeint ist, schildere ich Ihnen zuerst einmal zwei Episoden aus Irland, dem Land in dem ich mit meiner Familie gerne im Urlaub war.

Die erste Episode: Es war eines nachts, Anfang August, etwas nach Mitternacht, also kurz nach Sonnenuntergang, als ich im örtlichen Pub den Schankkellner fragte: „Sagen Sie mal, wann schließt denn der Laden hier?“ Die Antwort: „Im November.“ An dieser Antwort erkennen Sie die Produktivität unterschiedlicher Zeitwahrnehmungen und unterschiedlicher Zeitperspektiven, die allen Beteiligten zugute kommt.

Eine zweite Episode, die mir von einem Schotten erzählt wurde. In Dublin kommt ein englischer Geschäftsmann am Bahnhof an und will sich zeitlich orientieren. Er erblickt vier Uhren, die alle eine unterschiedliche Zeit anzeigen. Empört macht er einen Angestellten der Irischen Bahn auf diesen Missstand mit dem Vorwurf aufmerksam: Was sollen denn vier Uhren die alle unterschiedliche Zeiten anzeigen? Darauf antwortet dieser: „Was für einen Sinn sollen denn vier Uhren haben, die alle die gleichen Zeiten anzeigen?“ Irgendwie ist die Frage des irischen Bahnangestellten sympathischer: Vier Zeiten sind einfach besser als nur eine einzige. Zumindest hat man dadurch Alternativen.

Jetzt wieder etwas ernster: Was es anzustreben gälte, wäre eine „Kultur der Zeitvielfalt“, nicht der weiteren Zeitstandardisierung, und das nicht nur am Bahnhof, auch in den Städten, den Betrieben und Organisationen, möglichst in der gesamten Lebenswelt. Um wieder etwas an Zeitformen reicher zu werden – und das ist das zentrale Kriterium einer blühenden Zeitkultur – bleibt es uns jedoch nicht erspart, die steile Treppe zum Dachboden unseres sozialen und unseres individuellen Lebens wieder einmal hinaufzuklettern, um die dort abgelegten Zeitformen in die Wohnungen des Alltags zurückzuholen. Dort lagern – mehr oder weniger verstaubt – beispielsweise folgende Zeitformen, die man „abgebremste“ Zeiten nennen könnte:

- Die Langsamkeit
- Die Wiederholung
- Das Warten
- Die Pause
- Der Umweg

Und dazu vieles mehr und vieles andere, das zumindest heute liegen bleibt, bis man Zeit findet, wieder mal nachzuschauen, was im Laufe der Zeit so alles in die Ablage der Zeit gewandert ist. Die Absicht einer solchen Entstaubungsaktion besteht nicht darin, die unterschiedlichen Zeitformen gegeneinander auszuspielen. Vielmehr ist es mein Anliegen, sie in ihrer Vielfältigkeit zu erhalten, zu rekultivieren und zu versöhnen. Das ist nicht zu verwechseln mit der Verherrlichung vergangener Zustände. Fühlen Sie

sich also nicht aufgefordert, mit großer Umkehrgeste das Hinter-uns-Liegende wieder aufzusuchen. Nein, „vom Gekochten führt kein Weg zurück zum Rohen“, und vom Gehackten auch keiner zurück zum Steak!.

\*

## **Die Produktivkraft: „Langsamkeit“**

In dem ehemals von der Deutschen Verkehrswacht tausendfach an den Schnellstraßen plakatierten Motto, „Nimm Dir Zeit und nicht das Leben“, steckt die tiefe Erkenntnis, dass Schnelligkeit lebensfeindlich ist, dass wir an dem, was das Leben ausmacht, mit Hochgeschwindigkeit vorbeisausen. Mephisto ist es, der den Faust zur Eile treibt, und dieses Teuflische an der Hetze wird uns auch zunehmend offensichtlicher. Die Areale des Zeitgewinns sind nicht gerade sehr verlockend. Das einzig Attraktive an der Autobahn, so hat das zumindest Karl Valentin gesehen, ist der Sachverhalt, dass sie nicht so breit wie lang ist. Bei näherem, genauem Hinsehen ist die Schnelligkeit nicht einmal in jedem Fall auch unter ökonomischer Perspektive nützlich und sinnvoll. Zunehmend größer wird der Aufwand, mit dem der Gefahr, die die Beschleunigung immer auch mitproduziert, Einhalt geboten werden muß. ABS, Airbag, Seitenaufprallschutz, verbesserte Bremstechnik, Verkehrsleitsysteme und so weiter und sofort. Alles das verursacht immense Kosten.

Wer langsam ist – so der Eindruck - stört die Ordnung, in allererster Linie, die herrschende Zeitordnung. Vergessen wurde inzwischen, dass das Langsame, das Bedächtige **auch** eine wichtige Produktivkraft ist. Vieles, auf das wir nicht verzichten können, vieles, was ein zentraler Bestandteil des Lebendigen und dessen Entwicklung ist, kann nur durch und mit Langsamkeit bewahrt und befördert werden. Sie erst ermöglicht die Freiheit des Denkens, des Fragens und die Entwicklung der Sinne (man kommt eben nur langsam zu Sinnen). „Wenn Du nicht langsamer machst, kommst Du nie dahinter“ – ermahnt Harvey Keitel einen ungeduldigen Freund im Kino. Der Atem der Dinge, der Atem derer, die einem nahe stehen, ist nur dort zu spüren und zu erleben, wo man sich ihnen langsam und zögernd nähert. Personen in die Führungspositionen wissen, dass sich ohne Abwarten, ohne das, was man „schwebende Aufmerksamkeit“ nennt, kein Bild von den Mitarbeitern und deren Arbeitsfähigkeiten entwickeln und man ihnen deshalb auch nicht gerecht werden kann.

Das Nahe und das Naheliegende übersehen wir, wenn wir nicht langsam sind. Nur mit Hilfe von Langsamkeit und Besinnung entwickelt sich die Vielfältigkeit der Wahrnehmung, entwickeln sich Gründlichkeit, Gerechtigkeit und Verantwortungsbewusstsein. „Zerdehnte Zeit“, nichts anderes ist Langsamkeit ja, ist aus diesen Gründen keine Zeit der Untätigkeit, keine „verschwendete Zeit“, sie ist produktiv, anregend und weiterführend.

So ist es beispielsweise ein alltägliche Erfahrung, dass die langsam Sprechenden gut verstanden werden, besser als jene, die glauben, möglichst viel in möglichst kurzer Zeit sagen zu müssen. Auch die schneller Denkenden werden durch die Beschleunigung ihrer Gedanken nicht eher schlau oder klug.

Schubkraft der Menschheits- und der Zivilisationsentwicklung ist und war immer auch die Gemächlichkeit. Wir können es an uns selbst überprüfen: Wenn wir so schnell verdauen würden, wie wir heute üblicherweise essen, hätten wir immerzu Durchfall. Dies gilt auch für die Verdauung von vielem anderen, was wir uns im Alltag so zumuten und was uns zugemutet wird. Anpassungsprozesse an die natürliche (und die soziale) Umgebung benötigen ein widerständiges Beharrungsvermögen, also eine aktive Form des Zeitlassens. Nur dann ist es auch wahrscheinlich, dass die Fehler, die gemacht werden auch eine Chance bekommen, revidiert zu werden. Und manches –dies gilt auch fürs Arbeitsleben – hat nur dann eine Chance, sich von selbst zu erledigen, wenn man es langsam angeht. Insofern ist die Langsamkeit auch ökonomisch sinnvoll. Vielen Dingen, vielen Prozessen – in erster Linie gilt dies für unsere Lebensmittel, aber nicht nur für diese, braucht man nichts weiter zuzusetzen als Zeit, Zeit, und nochmals Zeit. Wer schneller lebt ist ja nicht unbedingt eher am Ziel, aber mit ziemlicher Sicherheit eher fertig.

Wer arbeitet und mit dem erstellten Arbeitsprodukt Geld verdienen will, muss Zeit gewinnen. Wer liebt und die Liebe erleben will, muss Zeit verlieren. Arbeit ist Zeitvermesseneheit. Liebe ist Zeitvergessenheit.

Dieses führt uns in ein Dilemma, das in der Frage mündet: „Wie muss ich mit Zeit umgehen, um die Liebe zur Arbeit zu erhalten und zu fördern?“

Ich habe die Antwort schon gegeben: „Man muss sowohl schnell, als auch langsam sein können, man muss die Produktivität der Beschleunigung und die Entwicklungskräfte verlangsamer Zeitformen leben, ertragen und nutzen können.“

Wir sind heute, viele Indizien sprechen dafür, an der Grenze der Beschleunigung unserer Lebensverhältnisse angelangt. Die im Alltag

gelebte Schnelligkeit schlägt ins Unproduktive um. Die Zeichen mehren sich, dass die Eile mehr Schaden, als Nutzen verursacht.

So wird beispielsweise das die Natur und die Menschheitsgeschichte bestimmende Entwicklungsmodell von „Versuch und Irrtum“, durch die immer größere Beschleunigung gefährdet. Weil wir die Langsamkeit und das Warten für verlorene Zeiten halten, warten wir nicht mehr zur Genüge ab, ob aus dem, was wir tun und entwickeln, ein Erfolg oder ein Misserfolg, also ein Irrtum, wird. Wir haben nicht mehr die Zeit und wir nehmen uns diese auch nicht mehr, das Gute vom Schlechten, das Gesunde vom Ungesunden, das Schöne vom Hässlichen, das Machbare vom Verantwortbaren zu unterscheiden. Gemacht wird häufig nur das, was dem schnellen Gelderwerb nutzt, das, was in der Konkurrenz kurzfristige Vorteile bringt. Der BSE-Skandal ist ein ebenso untrügliches Zeichen für diese Tendenz, wie die in letzter Zeit immer öfters auftretenden Rückrufaktionen der Automobilindustrie sowie die zunehmenden Verkaufsverbote von Lebens- oder Arzneimittel, die voreilig auf den Markt geworfen wurden. Wir sind gewarnt worden und werden täglich neu gewarnt.

Jene, die sich Zeit nehmen, wieder einmal in Märchenbüchern zu lesen und dafür die Surftour im Internet unterbrechen, die können schnell (!) erkennen, dass dort alles Nötige bereits geschrieben steht. Aus der Geschichte mit den drei Wünschen lernt man, wenn man will, dass diejenigen, die sich ihren ersten Wunsch allzu hektisch erfüllen, die zwei anderen brauchen, um den Schaden, den sie damit angerichtet haben, wieder gutzumachen. Und aus dem Märchen vom Hasen und dem Igel können wir den Schluss ziehen, dass jene rasch zu Tode kommen, die hochmobil zwischen den Zielen hin- und herrasen, und dass es denen gut geht, die zu zweit sind und die sitzen bleiben können. Schiller scheint diese Märchen gekannt zu haben als er prognostizierte, dass das langsamste Volk all die schnellen einholen wird. Das zumindest sollte uns langsam zu denken geben. Und weil man Märchen wiederholt lesen sollte, daher jetzt etwas zur Produktivkraft „Wiederholung“.



## Die Produktivkraft: „Wiederholung“

Zum Zeit-Verhalten der Kinder, dem die Erwachsenen weitgehend entfremdet sind, gehört die produktive Wiederholung. Mit deren Unterstützung wird, nicht abwehrend, wie dies viele Ältere mit dem Verweis tun, „das haben wir doch immer schon so gemacht“, Sicherheit, Dauer, Prinzipientreue bei den Heranwachsenden ermöglicht und entwickelt. Kinder geben mit ihren Wiederholungen den Dingen und den Abläufen Gewicht und werten das Bekannte, das bereits einmal Erfahrene, nicht als unwichtig ab. „Sechshunderttausend Wiederholungen“, so Huxley in seinem Roman „Schöne neue Welt“, „machen eine Wahrheit“.

Solch produktive Wiederholung ist von einer taktmäßigen, leeren Form der Wiederholung streng zu unterscheiden. Die Wiederholung der Immergleichen behindert Entwicklungen, macht passiv und zwanghaft. Thomas Mann beschreibt diese Zeitform der flachen Wiederholung im „Zauberberg“.

*„Es ist immer derselbe Tag, der sich wiederholt, aber da es immer derselbe Tag ist, so ist es im Grunde wenig korrekt, von ‚Wiederholung‘ zu sprechen; es sollte von Einerleiheit, von einem stehenden Jetzt oder von der Ewigkeit die Rede sein.“*

Als „neurotisch“ klassifizieren Psychologen solch passives, mechanisches Verhalten. Sie sprechen vom Wiederholungszwang, wenn das Wiederholen früherer Denk- und Verhaltensmuster Zukunftsfähigkeit blockiert und sie nicht, wie bei der produktiven Wiederholung, fördert. Vergangenheit wiederholen, um Zukunft zu gewinnen, ist dagegen produktive Wiederholung. Die Psychoanalyse arbeitet damit, indem sie dem zeitlichen Dreischritt: Erinnern-Wiederholen-Durcharbeiten folgt. Ähnlich auch funktioniert Erziehung und Bildung. „Die Wiederholung ist die Mutter – nicht bloß des Studierens, auch der Bildung“, so formuliert Jean Paul in seiner Erziehungslehre.

Produktive Wiederholung ist Erinnerung nach vorne. Sie hat die Kraft, den platten Wiederholungszwang zu brechen. „Wiederholung ist kein Sichwiederholen, sondern ein Sich-Wieder-Herholen, einen neuen Anfang machen: Wiederholen heißt nicht: „Es war einmal“, sondern „Fang an“ (Handke). Das Wirtschaftsleben braucht diese kreative Form der Routine, die die Menschen entlastet und nachdenklich macht.

Sinn und Bedeutung entstehen durch Wiederholung und Differenz, denn durch die Wiederholung wird das Fremde, das Neue, das Andere überhaupt erst sichtbar und erkennbar. Man wendet sich der Zukunft zu, indem man

sich der Vergangenheit bewusst wird. Dabei erschließt sich eine kreative Ordnung der Dinge. Überzeugendstes Beispiel der Kulturgeschichte ist die Epoche der Renaissance, in der, im Rückgriff auf Altes, auf Antikes, grundlegend Neues geschaffen wurde. Wiederholung führt zur Überschreitung und damit zum schöpferischen Akt gesellschaftlicher Neuorganisation.

Eine weitere Zeitform gilt es darüber hinaus zu rekultivieren. Sie ist im wahrsten Sinne des Wortes „unter die Räder gekommen“. Es ist die Produktivkraft des Wartens.



### **Die Produktivkraft des Wartens**

Anstrengend, ja qualvoll ist es, warten zu müssen.

„Der Teufel hat das Suchen erfunden und seine Großmutter das Warten“. So liest man es in einer Sammlung italienischer Sprichworte. Wartezeit gilt üblicherweise heute als tote Zeit. Warten, so die heutige Meinung bedeutet, die Zeit totschiessen. Wird man zum Warten gezwungen, dann liegt der Vorwurf an die Verursacher nahe, dass sie einem die Zeit stehlen.

Warten wird als mangelnde zeitliche Abstimmung zwischen einer Nachfrage und der erhofften Angebotsreaktion erlebt. Beim Zahnarzt lässt man sich das vielleicht noch gefallen – das Schmerzerlebnis ist ja damit noch etwas weiter in die Zukunft verlagert und vielleicht bessert sich ja in der Zwischenzeit die Situation. Am Hotelempfang, an der Kasse des Supermarktes oder auch beim Mittagessen in der Arbeitspause, sind dagegen Wartezeiten eher lästig, Man wird ärgerlich. Besonders dann, wenn man selbst keinen Einfluss auf das Geschehen hat, so etwa beim Warten im Autostau. Für Warteschlangenspezialisten ist dieser Sachverhalt eine Herausforderung, bei der sie ihrer „Zeit-ist-Geld“ Mentalität deutlichen Ausdruck verleihen können: sie finden beispielsweise heraus, dass ein amerikanischer Autofahrer während seines Lebens sechs Monate vor roten Ampeln und fünf Jahre seiner Lebenszeit in sonstigen Warteschlangen zubringt. Völlig selbstverständlich halten sie dies für „verlorene“ Zeit.

Aber was ist das für ein „Warten“, das da gezählt, statistisch ausgewertet und als Systemdefekt interpretiert wird? Es ist der Stillstand der äußeren Bewegung – mehr nicht. Dort, wo Beschleunigung ein positiver Wert ist und sich selbst genügt, dort wird das Warten zur vergeudeten Zeit – auf der Schnellstraße, am Flughafen, vor dem Bildschirm, beim Telefonieren. Es wirkt entnervend, es ist ein „Warten von der aufbringenden Art“ (Lübbe). Es gilt als eine unangenehme Zeiterfahrung am Rande der Beschleunigung.

Warten aber ist meist nur dann ein Störmoment, wenn Zeit in Geld verrechnet wird, wenn also die ökonomisch ausgerichtete Logik der knappen Zeit herrscht. Wartezeiten verursachen aus dieser Sicht Kosten, da in der „verwarteten Zeit“ andere Chancen hätten wahrgenommen werden können. Daraus entsteht der Eindruck, Warten sei unproduktiv; es müsse etwas dagegen unternommen werden. Wie leer aber müssen zehn Minuten „Warten“ sein, wenn diese Zeit als verloren gilt?

Warten gilt als etwas, das es zu vermeiden und zu verhindern gilt. Daher stören sich viele Kommunalpolitiker an Wartenden. Eine Folge davon ist ihr seltsames Bemühen, kommunale Plätze so zu gestalten, dass sie für Menschen, die Zeit haben, die beispielsweise auf den nächsten Tag warten, unattraktiv werden. Konkret heißt das, möglichst keine unentgeltlichen Sitzgelegenheiten und wenn, dann nur solche, auf denen man es sich nicht für längere Zeit bequem machen kann. Die Gerichte machen mit den Politikern bedauerlicherweise gemeinsame Sache. So hat beispielsweise der Verwaltungsgerichtshof München am 20.08.1997 entschieden, dass nicht nur das Niederlassen zum Alkoholgenuss eine satzungswidrige Sondernutzung ist, sondern dass dies auch mit Zwangsgeldern und bei wiederholtem Niederlassen auch mit Haft bestraft werden kann. Im Gefängnis wartet man dann auch auf den nächsten Tag – aber ohne Publikum und ohne Sonne.

Ganz anders hingegen, voll mit lebendigem Inhalt ist das Warten, wenn wir es so verstehen, wie dies im Wörterbuch der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm erklärt wird: „Warten“ bedeutet dort: *Wohin schauen, seine Aufmerksamkeit auf etwas richten, versorgen, pflegen, einem dienen, harren usw.*

Warten, und das zeigt so manche Warte- und manche Autoschlange, ist doch auch eine Art Glücksgefühl. Wären die Menschen mit der Warterei wirklich so unglücklich wie es die Tempomacher dieser Welt unterstellen, dann hätten sie längst damit aufgehört. Warten ist nämlich nicht in jedem Fall erzwungener Handlungsverzicht, es ist auch Äußerungsform einer besonderen Qualität des Tuns. Warten und Warten-können bedeutet „Zeit

haben“, etwas lassen können. Es ist eine Zeit, die nicht unter dem Druck steht, rasch zu Resultaten kommen zu müssen.

Wer etwas ernten will, der muss – wie das jeder Bauer erzählen kann – warten können. Und jene, die die Kunst des Wartens am besten beherrschen, erhalten die besten Äpfel. So gesehen, ist das Warten nicht Handlungsverzicht, sondern produktives Handeln. Sie können das Ergebnis des Wartens an dem, was ich Ihnen hier vortrage, selbst beurteilen, denn vieles von dem, was Sie zu hören bekommen, ist mir eingefallen, als ich auf Busse und Züge oder gar nichts wartete. Und ich habe den Verdacht, dass auch eine Firma wie BMW dies inzwischen gemerkt hat. Deren neue Modelle werden eher aufs Warten hin ausgestattet, als auf noch mehr Tempo. Das Motto bei BMW scheint jetzt nicht mehr, wie noch wie kürzlich „schneller fahren“ zu lauten, sondern „schöner stehen“. Das erinnert daran, daß wir das Wort „Warten“ nur dort positiv betrachten, wo es um die Pflege unserer Autos geht.

Das ist auch die Bedeutung des Grimmschen Wörterbuchs wo warten ja „pflegen“, „auf etwas schauen“ bedeutet. Dieses Verständnis führt weg von der Zeit- ist- Geld Logik und eröffnet Zeiterfahrungen, die anderes möglich und erlebbar machen, als das, was die Zeiger der Uhr vorgeben. Die Diktatur der Uhrzeit lässt kein fruchtbares Warten zu.

Alle die auf die Pauke hauen wollen, und sich dabei Gehör, Einfluss oder anderweitig großen Gewinn erhoffen, müssen warten können. Vorbild dafür ist – was läge näher – der Pauker im Orchester. Lange Phasen sitzt er da, in passiver Aktivität verharrend, immer seine beiden Schlegel aktionsbereit in der Hand. Das begründet der Solopauker der Münchner Philharmoniker (Stefan Gagelmann) damit, dass er die ganze Zeit über aktiv zuhören muss, um sich auf den Verlauf der Musik einstellen zu können und um schließlich den Paukenschlag zum rechten Zeitpunkt auszuführen. Wörtlich sagt er: „Wenn ich da nur auf den Einsatz des Dirigenten reagieren würde, wäre ich hoffnungslos zu spät“. Nur so ist er mit seinem Paukenschlag an jenem Punkt, den die Musik erfordert. Seine Haltung ist nicht zu verwechseln mit jenem zurücklehnenen genießenden Warten, das sich die Zuhörer erlauben dürfen und sollen. Er wartet lauernd, beobachtend, hochaktiv. Dies muss man lernen. Wo aber lernt beispielsweise ein Manager dieses produktive Warten, das seinen nicht gerade seltenen Paukenschlägen den symphonischen Erfolg verspricht? Ja, wo?

In Wirklichkeit warten will alle – auf das Glück nämlich. Und ohne dieses Warten könnten wir's in dieser Welt nicht aushalten. Da sich das Glück aber – glücklicherweise – nicht kalkulierend herbeiholen lässt, müssen wir uns öffnen für die Zeit und ihre unterschiedlichen Qualitäten, für's

Anderswo und Irgendwie. Es sind die Wartesäle unseres Lebens, in denen wir die Zeit erleben und erfahren können, wo wir uns selbst begegnen – und anderen Menschen ebenso. Der Wartende lädt die Zeit ein (Benjamin). Warten heißt nicht nur auf etwas warten, sondern das Warten ist bereits ein Teil jener Glückserfahrung, auf das wir alle warten.

Wer warten kann, hat viel getan. Wir kommen mit noch so viel Anstrengung und Hektik nicht ans Ziel – aber wenn wir Warten, kommt das Ziel vielleicht zu uns. Glücklich jene, die warten können, denn, so ein Versprechen der Verheißung, „dem Geduldigen gehört das Himmelreich“. Und weil das so ist, komme ich jetzt zur Pause und dies, ohne eine zu machen.



### **Die Produktivkraft: „Pause“**

Es gibt Anhaltspunkte für die Vermutung, so Sloterdijk, „dass ein guter Teil des wirklichen Lebens sich nicht auf dem Spielfeld, sondern im Seitenaus abspielt, nicht während des Hauptprogramms, sondern in der Pause.“

Die Pause ist ein Naturphänomen, und – das ist nicht unabhängig davon -, sie ist eine Kulturleistung. Wir kennen keine Gesellschaft, keine soziale Gemeinschaft, in der es keine Pausen gibt. Pausen sind notwendig, um sich in dieser Welt zu lokalisieren, denn erst die Unterbrechung macht den Raum zum Ort, und – wie uns dies Christian Morgenstern gelehrt hat – die Bretterwand zum Lattenzaun.

Nur so können wir „verweilen“ – ein schöner, treffender Begriff, der das Zeitliche und auch die Ortsgebundenheit ausdrückt. „Gut Ding will Weile haben“ – die Volksweisheit weiß um die Wichtigkeit der Pause. Heute hingegen ignorieren wir solche Erkenntnis und leben nach dem gegenteiligen Prinzip, das da heißt: „gut Ding will Eile haben“. „Verweilen“ bedeutet, einen Platz in der Welt gefunden zu haben (einen Weiler), an dem es sich gut ruhen lässt, an dem man Kraft sammeln kann, bevor man sich irgendwann wieder zu anderen Orten und weiteren Taten aufmacht. Es bedeutet, eine Heimat, einen Ort und die Zeit zu haben. Dies macht uns sicher und frei. Mag sein, dass so etwas in einer Zeit der Hochgeschwindigkeitsverkehrsmittel, in der wir zum permanenten

Unterwegssein und zur steten Fortbewegung verdammt sind, etwas altertümelnd klingt – aber ist es deshalb falsch? Merken wir nicht bei unserer manischen pausenlosen Mobilität immer mehr, immer deutlicher, unsere unerfüllte Sehnsucht nach dem Verlorenen, dem ursprünglichen Zweck des Reisens: anzukommen und zu verweilen? Es ist eine falsche Vorstellung, dass man beim Verweilen Zeit verliert, man gewinnt auch keine – man lebt sie. “Verweile doch, du bist so schön!“ Das ist **erfüllte** nicht **gefüllte** Zeit, das ist nicht Ablenkung, das ist Glück, das ist eine Zeit, die sich der Berechnung entzieht. „Es ist, als hätt’ die Zeit die Menschen still geküsst“ – so oder so ähnlich hätte es Eichendorff ausgedrückt.

In den Pausen steht die Uhr – die Zeit aber, sie läuft weiter. Daher lebt das Leben in den Pausen. „Beim Nichtstun“, so Laotse treffend paradoxe Formulierung, „bleibt nichts ungetan.“

Pausen, das wissen wir aus den Schulerfahrungen, sind sehr nahrhaft. Die von unseren Müttern liebevoll belegten Pausenbrote haben uns dies immer wieder erleben lassen, und eine leise Ahnung bekommen wir auch noch davon in den Kaffeepausen, dieser protestantischen Schrumpfform einer auch bei uns früher lebendigen Siesta-Kultur.

Pausen sind Zeiträume für’s Nachdenken, für’s Vorausdenken, für’s Abschalten, für’s Verarbeiten. Sie entdichten das Leben, sind lebensnotwendige Dehnungsfugen im Getriebe der Alltagshektik. Ohne Pausen gäbe es nur das andauernde Weitermachen, es existierte kein Abschluss mit einem absehbaren Wiederanfang. Sie sind Abstandhalter, Lücken zwischen Gewesenem und Zukünftigem. Schlagender Beweis dafür sind die Turbulenzen an den Börsen, denen mit Pausen versucht wird, Herr zu werden.

Die Pause lebt von dem „Davor“ und dem „Danach“. Aber – und dies ist für viele, die sich für das „Davor“ und das „Danach“ verantwortlich fühlen, eine Bedrohung – sie erinnert auch daran, dass man das, was vorher war und das, was nachher kommt, sein lassen kann. Sie konfrontiert eine aktivitätsbesessene Gesellschaft mit dem Sachverhalt, dass das Unterlassen, das Sein-Lassen, eine Alternative ist, um mit und in der Zeit zu leben. Sie verhindert vorschnelle Anpassung und macht im besten Sinne skeptisch, d.h. distanzfähig gegenüber dem rastlosen Getriebe und dem aufdringlichen Getriebenwerden. Nicht nur wir, auch das Zeitmanagement braucht ab und zu eine Pause. Das Glück nämlich, das hat seinen Wohnsitz in der Pause, zumindest seinen Zweitwohnsitz.



## **Wo ein Wille ist, da ist auch ein Umweg**

Macht man sich erst einmal auf die Suche nach den abgelegten Zeiten, dann findet man immer mehr davon. Man entdeckt immer neue alte, die es zu entstauben gilt. Aber man stößt nur dann auf sie, wenn man sich Zeit nimmt, wenn man Umwege nicht scheut. Der Umweg ist der schnellste Weg – in diesem Falle zumindest.

Er ist im doppelten Sinne produktiv. Einerseits gehört er zu den bereits dargestellten produktiven Zeitformen wie die Langsamkeit, das Warten, das Pausieren, andererseits ist er der geeignete Weg, um sich den produktiven Zeitformen zu nähern.

Es ist Hans Blumenberg, der in seinem Buch: „Die Sorge geht über den Fluß“, ohne große Umwege auf das Fruchtbare der Umwege zu sprechen kommt:

*Nur wenn wir Umwege einschlagen, können wir existieren. Gingen alle den kürzesten Weg, würde nur einer ankommen.*

*Von einem Ausgangspunkt zu einem Zielpunkt gibt es nur einen kürzesten Weg, aber unendlich viele Umwege. Kultur besteht in der Auffindung und Anlage, der Beschreibung und Empfehlung, der Aufwertung und Prämierung der Umwege.*

*Nicht jeder erlebt alles, wenn auf Umwegen gegangen wird; dafür aber auch nicht alle dasselbe, wie wenn auf dem kürzesten Weg gegangen würde. Andersherum: Alles hat Aussicht, erlebt zu werden, wenn es gelingt, alle auf Umwegen gehen zu lassen. Die Welt bekommt Sinn durch die Umwege der Kultur in ihr.*

Und nicht nur „Sinn“, so wäre Blumenberg zu ergänzen, sie wird auch größer. Christoph Columbus hat es uns vorgemacht. Man will auf Umwegen nach Indien und entdeckt dabei Amerika. Um etwas Ähnliches zu erleben, muss man nicht auf's Schiff, das geht auch zu Fuß, das ertritt man mit dem Fahrrad und auch mit dem Auto kann man es erfahren, wenn eine Straßensperre zwingt, einen ungewohnten Weg einschlagen zu müssen und man dabei Dinge sieht, von denen man gar nicht wusste, dass sie existieren. Sind wir doch ehrlich, der Alltag ist umwegig, er ist gar nicht so gerade wie wir ihn immer gerne darstellen. Nietzsche wusste das. „Nur Zickzack geht gewöhnlich unser Lauf“, notierte er. Und Feinschmecker wissen das auch. Sie leben vom Umweg: Die Zweisternelokale werden im Restaurantführer Michelin daher mit dem sympathischen Hinweis angepriesen: „Eine hervorragende Küche – verdient einen Umweg“. Also, lassen wir es uns gut gehen, machen wir ein paar Umwege.

Und wenn Sie mich jetzt fragen: Wie macht man das? Was soll ich ändern? Dann ist es eben genau dies, was ich erreichen wollte. Mehr eigentlich nicht. Sind Sie froh, dass Sie die Antworten selber finden können. Das ist eine nicht zu unterschätzende Freiheit. Gerade Deutsche sind in der Geschichte nicht besonders gut mit jenen gefahren, die alle Antworten für sie parat hatten und die sie dann auch noch in Gebote und Verbote umgesetzt haben.

Eine Empfehlung aber lassen Sie mich Ihnen zum Schluß dann doch noch geben. Wenn Sie mal wieder vor der Wahlalternative stehen, einen „Vortrag über Zeit“ anhören zu können oder Zeit einfach nur zu leben, dann entscheiden Sie sich bitte für die zweite Alternative. Denn beschriebene Zeit ist genauso unbefriedigend wie ein erzähltes Mittagessen. Um mich brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Dann mach ich mir auch keine um Sie.

**Mehr zu diesem Thema:**

- Karlheinz A. Geißler:** Zeit – verweile doch, Taschenbuch 6. Auflage, Herder Verlag, 2003
- Karlheinz A. Geißler:** Wart’ mal schnell – Minima Temporalia, Hirzel Verlag, Stuttgart 2003, 3. Auflage
- Karlheinz A. Geißler:** Alles. Gleichzeitig. Und zwar sofort, Herder Verlag 2004
- Karlheinz A. Geißler:** Alles Espresso- kleine Helden der Alltagsbeschleunigung. Hirzel Verlag, 2007